In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 19. Posen, den 16. Juli 1927. Nr. 19.

Der verlorene Kranz

Roman von Toni Rothmund.

18. Fortsetzung.

Er lächelte ein wenig. „Ach, das ist nun weiter nicht so erstaunlich, wie du meinst. Sieh mal, wir beide, du und ich, wir haben die Herrschaft der Frau Welt nicht anerkennen wollen. Wir haben sie verachtet und uns herausgenommen, auf eigenen Füßen zu stehen. Nun rächt sie sich dafür, das ist alles. Das ist immer so, und man braucht sich darüber weder zu wundern noch zu erbittern. Im übrigen ist ihre Macht doch nur beschränkt, und die Geschichte ist nicht so gefährlich, wie sie aussieht."

„Schlimm genug. Sie wird euch eure Stellung kosten."

„Ja, wahrscheinlich. Aber das brauche ich ja nicht so sehr zu fürchten, denn an dieser Stellung hängt mein Herz nicht groß. Ich bin doch nicht am rechten Platz, und das Schicksal will mich wohl an einen Posten befördern, wo ich mehr wirken kann als hier. Dazu gibt es mir einen Tritt. Es ist nicht immer sanft mit denen, die aus irgendeinem Grunde ihren rechten Weg verfehlt haben."

„Ja, das sagt Ihr so, immer dreht Ihr es, daß es mir nicht weh tun soll. Aber ich weiß es doch, wie es ist. Ich hab' eure Schwester vertrieben, eure Stellung verdorben, euren guten Namen beschmutzt. Ich weiß ja genau, was sie von euch und von mir sagen. Und das ist mir das Aergste, das ist etwas, das ich fast nit ertrag' und das ich nie gewollt hab'!"

„Magrit," sagte er leise, „da gibt es einen Ausweg, der alles wieder ins rechte Gleis bringen könnt' mit einem Schlag. Nimm mich zum Mann, Margrit, und alles ist in bester Ordnung."

Sie sah ihn groß an. Eher hätte sie gedacht, daß der Himmel einstürzen könne, als daß Josias Firnhalder ihr einen Heiratsantrag machen würde. Eine dunkle Glut stieg langsam in ihr Gesicht.

„Wie gering müßt Ihr von mir denken, daß Ihr mir das sagen könnt! So ehrlos bin ich doch nit, daß ich so ein Opfer von euch annehm'!"

„Es wär' kein Opfer," sagte er mit verhaltener Stimme. Aber sie fuhr hastig fort: „Als ich mich dem Thomas geschenkt hab', da ist's in Lieb' gewesen, und darum hab' ich vor ihm und vor mir die Ehr' nit verloren. Nähm' ich jetzt eure Hand, dann tät' ich mich verkaufen um des Vorteils willen. Das könntet Ihr selbst nit achten. So lasset mich gehn, und vergelt's euch der Herrgott, was Ihr an mir getan habt."

In jäher Angst vertrat er ihr den Weg: „Margrit, du willst dir etwas antun!"

„Nein," sagte sie ernst. „So viel hab' ich jetzt gelernt von euch, daß ich nit davonlaufen will, sondern auf mich nehmen, was kommen muß. Ich will leben — für mein Kind."

Das Wort traf ihn furchtbar, so daß er zurücktaumelte. Sie sah es, wie sein Gesicht grauweiß wurde, und es traf sie bitterer als der härteste Vorwurf. Sie sagte leise: „Als Kind hab' ich einmal gebetet, daß Ihr einmal recht krank werden solltet, und gewiß war's eine große Sünd', daß ich es getan hab'. Aber dann hätt' ich euch pflegen wollen und euch alles zulieb' tun, was ich nur wußt'. Und jetzt ist's so gekommen, daß ich euch von allen Menschen hab' am wehesten tun müssen. Das ist mein Dank für all eure Güte!"

„Margrit," sagte er mit zersprungener Stimme, „so kann ich dich nicht gehen lassen! Den Magdalenenweg, so ohne Schutz! Laß mich dir wenigstens helfen, für dich sorgen."

„Nein, ich will allein bleiben, und Ihr sollt nicht nach mir fragen und nicht nach mir suchen," sagte sie fest. Und er konnte nichts dawider sagen. Das war ja nicht mehr das kleine Mädchen, das er nach seinem Willen gelenkt hatte. Sie war ihm entwachsen und stand groß und klar vor ihm, ein seiner selbst und seines Willens bewußtes Weib.

Da ließ er sie schweigend gehen.

Zweimal hatte er ein Weib geliebt. Die erste hatte ihm der Tod geraubt, und die zweite hatte er an das Leben verloren.

Verloren? War seine Niederlage heute nicht sein größter Sieg? Ueber allem tiefen Weh des Mannes stand noch das erdenferne Glück des Bildners. Kein Sprung war in dem edlen Kristallbecher, den er geschliffen. Er gab noch den alten, reinen Klang, wenn das Leben prüfend daran schlug.

Er hörte Margrits raschen, festen Schritt auf der Treppe, als sie das Haus verließ. Ein Hohngeschrei brauste draußen auf, das war die Meute, die ihrer harrte. Aber er rührte sich nicht, ihr beizustehen. Seine größte Liebestat war jetzt, sie allein ihren Leidensweg antreten zu lassen.

Er ging ans Fenster und sah, wie sie hinausging, eine einzige gegen viele. Drohrufe und Schimpfworte schlugen an sein Ohr. Aufrecht und stolz schritt die geliebte Gestalt durch den Haufen, der ihr ein Schandgeleit gab die ganze Dorfstraße hinunter. Und dann stieg sie in den silbergrauen Ozean von Nebelwolken hinein und entschwand seinen Blicken.

Da nahm er das Papier mit seiner Beichte, die ein Bericht an die Behörde hätte werden sollen, und riß es mitten durch. Und dann schrieb er einen andern Brief, in dem er kurzerhand um seinen Abschied bat.

9.

Nebel hing wie weiße Tücher über dem Land, durch das der Zug gemächlich hinglitt, der das Bergkind zur alten Münsterstadt hinuntertrug. Nebel verhüllte die Rebhügel und die dunklen Ziegeldächer der breit gelagerten Weindörfer, Nebel tropfte von den Blättern der rundkronigen Nußbäume, der fruchtschweren Aepfel- und Birnbäume und stieg in grauen Wolken aus dem Rhein, der tief unten seine grüngrauen Wasser rollte.

So grau und verhangen lag das Leben vor dem einsamen Menschenkind, das da in einen Winkel gedrückt saß und in das milchweiß verschleierte Land hinausstarrte.

Margrit hatte alle Kraft gebraucht, um sich von dem treuen Freunde zu lösen. Jetzt war eine tödliche Müdig-

keit über sie gefallen, sie ließ sich treiben, wohin das Schicksal wollte. Es hing ein Schleier zwischen ihr und der Welt. Fern und traumhaft glitt das Spiel des Lebens an ihr vorbei. Schatten waren die Menschen gewesen, die sie mit Schimpf und Schand' durch Hergatingen geleitet hatten, Schatten die Gestalten der Gotte und der Glaserfine, die wie ein seltsames Paar aus einem rohen Possenspiel nebeneinander unter ihrer Haustür gestanden, als sie vorübergeschritten war. Gespenster, die sie nichts angingen, nichts mit ihr zu tun hatten. Und auch vor der Zukunft hing dieser Schleier. Mochte sie noch so Schweres bringen, nichts konnte Margrit mehr brechen. Ihr Herz lag in ihr wie tot, und Tote leiden nicht.

Sie stieg in Freiburg aus und tauchte in das bunte Gewühl der Studentenstadt hinein. Einen Schutzmann fragte sie, wohin sie sich wenden müsse, um einen Dienst zu bekommen; der wies sie an eine Magdverdingerin, und Margrit suchte das angegebene Haus und fragte bei der alten Frau nach einer Stellung. Freie Plätze gab es genug, und Margrit hätte sich aussuchen können, was ihr gefiel. Sie blieb aber gleich in dem ersten Haus, wo die Vermittlerin sie einführte. Nicht weil ihr diese Menschen besonders zugesagt hätten, sondern einfach aus dieser Todmüdigkeit heraus, die ihr alles gleichgültig erscheinen ließ.

Ihr Zimmer lag unter dem Dach, war kahl und lieblos, kalt und dunkel.

Und dennoch atmete sie auf wie geborgen, als sie sich zum erstenmal auf ihr hartes Bett streckte. Sie war nun in der Fremde, unter Menschen, die nichts von ihr wußten, nicht um sie litten, ihr nicht helfen wollten. Die Einsamkeit nahm sie in ihre Arme und tröstete sie. Ganz allein war sie nun mit sich und mit ihrem Schicksal.

Die Menschen, mit denen Margrit nun leben mußte, die Arbeit, die sie zu verrichten hatte, die Stuben mit ihrem unnötigen, überladenen Zierart, alles mutete sie fremd und seltsam an. Es war eine Unrast im Hause dieser Leute, es kam keine Wärme auf. Der Hausherr war ein ältlicher, versorgter Beamter mit Nerven und Launen. Die Töchter gingen ihre eigenen Wege und genossen das Leben auf ihre Weise. Arbeit aber gehörte nicht zu diesen Genüssen. Die kleine Geheimrätin allein betätigte sich im Haushalt. Sie hatte aber eine huschelige Art dabei, fing hundert Dinge an und brachte keines zu Ende. Margrit arbeitete lieber allein, wenn man sie nur in Ruhe gewähren ließ. Das war der Dame eben recht. Sie hatte ihr ganzes, zerfasertes Leben in den Dienst der öffentlichen Wohltätigkeit gestellt und hatte nun bald vollauf Zeit, sich dieser Beschäftigung zu widmen. Sie ging ganz auf in Vereinen, Vorstandssitzungen, Ausschüssen, Wohltätigkeitsfesten. Nur daß in ihrem eigenen Hause eine Seele in Not war, das merkte sie nicht. Zwischen Küche und Stube lag ein Ozean. Niemand kümmerte sich um die stille, fremde Magd.

Ganz allein rang Margrit mit ihrem Schicksal und ihrer Angst. Gut war's, o gut, daß der Liebste schlief, daß er nichts sah von ihrer Verzweiflung! Was sollte sie tun, großer Gott, wohin sollte sie mit ihrem Kinde, wo sollte seine Wiege stehen, wo sie doch schon nach wenigen Wochen sah, daß ihr Verdienst nicht ausreichen würde, auch nur das Nötigste zu beschaffen! An alles dies mußte sie denken, wenn sie geduldig Vasen, Bilderrahmen, Porzellanfigürchen und den sonstigen Trödel in der kalten Pracht des Hauses abstaubte.

Zwecklos und töricht schien ihr diese Arbeit, sie liebte sie nicht. Aber dennoch war sie besser, tausendmal besser als die freien Sonntagnachmittage, wo sie allein durch die winterkalten Gassen der Stadt irrte, verlassener als das verlassenste Menschenkind auf der weiten Welt.

Einmal an einem verschneiten Wintertag schlüpfte sie durch das schwere Portal ins dämmerige Münster hinein und drückte sich in eine der Bänke. Zaghaft blickte sie zu den steinernen Heiligen, den lieben Madonnen auf. Aber für sie hatten sie keinen Trost und schwiegen zu ihrer Not. Die Gebete der Gläubigen kannte sie nicht, und an dem Segen des Priesters hatte das protestantische Markgräflerkind keinen Anteil. Als sie dann die vier farbigen Rosen erblickte, die geheimnisvollen Lichtes trunken ins Dunkel hineinblühten, da gab es ihr einen Stich ins Herz. Sie gedachte der Worte, die Firnhalder ihr gesagt hatte am Tage ihrer Einsegnung. So ein farbiges Fensterlein hatte sie werden sollen, das der Meister nimmt und zu solch einer Himmelsrose fügt. Ach, vermessen war's gewesen, daß sie vermeint hatte, zu so einem hohen Ziel gelangen zu können. Sie war und blieb das Kind aus dem „Letzten Heller“, sie hatte nicht das Recht, zu den Münsterrosen hinaufzuschauen; und bedrückt verließ sie das dämmernde Heiligtum.

An diesem Abend saß sie lange allein in der dunkeln, kalten Küche und sann vergangenen Tagen nach. Viele Worte Firnhalders wurden wach und trösteten oder quälten. Auch daran erinnerte sie sich, daß er sie in jener Nacht, als sie zerbrochen vor ihm gelegen, nicht von ihrer Schuld losgesprochen hatte, sondern sie ihr aufgebürdet als eine Last, mit der sie nun zu gehen hatte für ihr Leben lang. Daß man erst erkenne, was ein Mensch wert sei, wenn man sehe, wie er eine Schuld zu tragen wisse. Damals hatte das harte Wort sie geschmerzt wie ein Messerstich. Heut fing sie an, es zu begreifen. Heut dünkt es ihr wie eine starke, helfende Hand, die sich ihr tröstend und fördernd entgegenstreckte.

Die Geheimrätin, die sich sonst nie um das kümmerte, was Margrit betraf, kam an diesem Abend in der angeregtesten Stimmung nach Hause. Man hatte einen Verein für Dienstmädchen gegründet, die man an Sonntagnachmittagen betreuen wollte, damit sie nicht auf Abwege gerieten, sich nicht etwa einen Schatz suchten oder gar ihre karge freie Zeit in leichtsinnigen Tanzvergnügungen oder gar Kinobesuch vergeudeten. Die nötigen Helferinnen aus der guten Gesellschaft waren schon gewonnen, es fehlten nur die Opfer dieser Liebestätigkeit. Die Geheimrätin hatte sogleich Margrit eingetragen, eilte nun in Hut und Handschuhen in die Küche, um sie mit dieser Nachricht zu beglücken.

(Fortsetzung folgt.)

Das Nabelchen.

Von Alexej Remisow.

Damals war ich in arger Bedrängnis und hatte bei einer Wirtin ein Zimmer gemietet.

Manchmal, wenn ich nach dem Herumlaufen untertags heimkam, saß ich einfach da und las etwas.

Nebenan wohnte ein Knabe mit seiner Mutter.

Der Knabe hieß Jurij.

Sie hatten es schwer — immer Geldmangel — und schlugen sich irgendwie kümmerlich durch. So dachte ich manchmal über sie nach. Wie ihnen aber zu helfen wäre, wußte ich doch nicht. Für die Frau irgend eine Arbeit, eine Stelle finden, damit sie wenigstens einen Erwerb hätte! Aber woher diese Stelle nehmen? Und dann: wer hätte mich angehört, wohin hätte ich mich mit diesen Menschen wenden sollen? Jeder hätte mich nur ausgelacht — und im schlimmsten Fall . . . übrigens, das ist ganz unwichtig.

Der Knabe tat mir besonders leid.

Und manchmal klopfte er an meiner Tür . . . er hatte so kleine Fäustchen.

Nun, ich lasse ihn ein, wir unterhalten uns. Ich gebe ihm Konfekt. Er aber ißt niemals alles auf, immer bringt er seiner Mutter etwas davon — Sonja nannte er seine Mutter.

Der Knabe war ganz dünn, das Hälschen wie ein Faden, und mochte nichts essen; die Mutter beklagte sich oft darüber.

Jurij hieß er, wir aber — die Wirtin hatte viele Zimmer vermietet — wir alle nannten ihn Wassilij Wassilijewitsch.

Mit uns wohnte nämlich ein Lehrer, Wassilij Wassilijewitsch, ein Sonderling, und dieser Knabe Jurij sah ihm irgendwie — ganz merkwürdig! — ähnlich: er war flink, schnell weghuschend, und immer ragte das Näschen so komisch in die Luft — und dann — er sprach genau so rasch wie der Lehrer.

Und — hatte es eine tiefere Ursache? — mit dem Lehrer war er beständig verfeindet: der Lehrer konnte nicht verstehen, was der Kleine zu ihm sprach und wurde böse, der Knabe aber brachte ihm seinen ganzen Wortkram — immer furchtbar schnell —, genau so wie der Lehrer selbst redete.

Man konnte vor Lachen bersten, wenn das Gespräch zwischen ihnen begann — mir war dabei kein Wort zu verstehen.

*

Einst saß der Knabe wieder bei mir.

Ich gab ihm dies und jenes, Schokolade in silbernen Papierchen — er mochte es gern, wenn die Süßigkeiten in Papier eingewickelt waren — da loderten seine Augen auf — und eine Weintraube und Datteln — — —

Der Knabe sammelte alles zu einem Häufchen, und ich sagte zu ihm:

„Weißt du, Wassilij Wassiljewitsch, ich esse dein Nabelchen auf!"

Und nun — denken Sie sich: es war, als sei etwas geschehen, wofür es keine Worte gibt — er lacht, spricht sehr schnell ein paar unverständliche Worte und bricht plötzlich in lautes, heftiges Weinen aus.

„Iß mein Nabelchen nicht, laß mir mein Nabelchen, iß es nicht!"

Mit Mühe verstand ich, was er meinte.

„Gibst du es nicht her?" sagte ich und lachte dabei.

„Iß es nicht, laß mir mein Nabelchen!"

Er wiederholte es immer, die Hände fest ans Hemdchen gedrückt. Sonderbar — —

Und lief zur Mutter! Und ich hörte, wie er ihr alles lange und sehr schnell erzählte.

Und dann sprach er noch im Bettchen davon und mochte sehr lange nicht einschlafen. Und seither beginnt er oft ganz plötzlich zu reden — sehr, sehr schnell — kaum zu verstehen.

Und was wäre da auch zu verstehen? Immer nur redet er vom Nabelchen, das man ihm aufessen will — aber er wird es um keinen Preis zulassen — niemals wird er es hergeben!

Ach, du Sonderling! Da erst verstand ich, warum sich der Knabe so sehr aufregte — nun, nicht einmal im Traume würde einem so etwas einfallen.

*

Auch am nächsten Tage und am folgenden geht ihm das Nabelchen nicht aus dem Sinn — immer wieder kommt er darauf zu sprechen.

Und ebenso wie damals läuft er hin und her, lacht und beginnt plötzlich zu weinen und lacht wieder und spricht plötzlich — spricht auf eine eigentümliche Art sehr schnell — und alle schnellen Worte, sein ganzer Wortkram, geht immer nur darum: ich soll sein Nabelchen nicht essen.

„Ich werde es nicht tun, Wassilij Wassiljewitsch, ich esse es bestimmt nicht auf! Ich lasse dir dein Nabelchen!"

Aber er schaut mich sonderbar an, seine Augen lodern — und er ist so dünn dabei, das Hälschen — ein Faden — und fürchtet sich, wenn er mir auch glaubt, und hält bebend den Saum seiner Bluse fest — ja, er fürchtet sich.

So ein Sonderling! Da fällt irgend ein unbedachtes Wort in seine Seele, und alle kleinen Gedanken, die er hat, alle Gedanken sammeln sich bei ihm um das Eine — und dieses Eine ist immer nur das Nabelchen, etwas Wichtiges, Großes, das zu entbehren er sich einfach nicht vorstellen kann — denn was wäre, wenn er es plötzlich verlieren würde: wenn ich es ihm nehme und aufesse?!

Und so wird alles umgestülpt in seiner kleinen und unverständlichen Welt. Jurij war überzeugt, daß er und seine Mutter sehr reich seien, und zeigte mir einst — als Beweis seiner Ueberzeugung — ein paar neue Kopeken — seinen Reichtum.

*

Seiner Mutter mußte es indessen immer schlechter gehen.

Sie übersiedelten anderswohin, zu einer anderen Wirtin, bei der es billiger war.

Schwer hatten sie's, sehr schwer.

Sie waren zum Fortfahren fertig, alles war eingepackt.

Alles war bereit, der Wagen wartete — nur das Gepäck mußte noch hinuntergetragen werden.

Der Knabe klopfte an meine Tür — um von mir Abschied zu nehmen.

Nun, ich gebe ihm zum Abschied eine große Schachtel.

Vollgepackt mit verschiedenen, in alles mögliche bunte Papier gewickelten Süßigkeiten — ich hatte mich an ihn sehr gewöhnt, und mir tat es leid um ihn.

Er aber geniert sich, weicht zurück — geht zum Tisch — — —

Und plötzlich wirft er sich mit seinen Händchen, seinen Pfötchen zu mir — und flüstert, knapp an meinem Ohr, kaum hörbar:

„Nimm es, iß mein Nabelchen!"

Ach du, Wassilij Wassiljewitsch . . . „Nimm es, iß mein Nabelchen!" — und er hatte es so gesagt, daß man dabei zugleich lachen und weinen mochte. Ja, wußte denn deine Seele — weißt du denn, wozu dich dein Herz treibt? Ja — du wolltest alles, alles geben, und das Nabelchen ist für dich doch alles! Nicht wahr? Ich höre sein Herzchen schlagen, ein winziges Herzchen — nein . . . ein riesengroßes! Was soll ich tun — soll ich lachen?

„Nun, sei glücklich und erinnere dich manchmal an mich. Ich werde an dich denken . . . daran, wie du von mir Abschied nahmst . . . wachse, werde groß und gesund und gib acht, daß du nicht krank wirst — du mußt essen, nicht nur Schokolade, sondern wie es sich gehört . . ."

Ach, du Wassilij Wassiljewitsch . . . Wenn euch nur das Schicksal Gutes brächte! Ach, ich glaube daran . . . Du warst doch bereit, mir alles zu geben. Ja, Ihr werdet alles haben. Alles muß bei euch sein, ich glaube daran! Denn, weißt du, mit einem deiner Worte, mit deinem Herzen kann man die ganze Welt erobern! Das Letzte, dein Einziges und Alles wolltest du geben . . .

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Russischen.)

Jakob Kneller:

Alpennacht.

Ringsum so weit, so sternenklar der Himmel,
Als gäb's im Dom ein feierliches Fest. —
Der blasse Mond, der melanchol'sche Wandrer,
Streut Silberglanz auf Schnee und Blüten aus,
Verklärend bang die freudverlass'ne Nacht. —
Ein Rauschen webt und raunt geheimnisvoll
In sphärenweicher, äolsgleicher Brandung
Und mit ihm singt und schwingt und klingt mein Blut
Eng anverwandt und schwesterlich vertraut —!

*

Hier kann man atmen, atmen ja so frei,
Hier kann man schauen, schauen vollbeglückt
Die tausend lieben, lustig leichten Gipfel,
Das Silberband der ringelnd raschen Aare,
Den leisen Duft der stillverträumten See'n,
Die Hügel wie ein Widderfließ so kraus,
Die würz'gen Wälder in gescheckter Pracht —
Ach, hätt' ich Flügel, spannt' ich weit sie aus
Und flöge engelleise durch die Nacht!

(Mit besonderer Genehmigung des Romantik-Verlages Berlin SW. 87, dem soeben erschienenen Buche „Erlebtes und Geschautes" von Jakob Kneller entnommen.

Knut Hamsun und die Mitternachtssonne.

Anläßlich der Nordlandfahrt hinauf zu Mitternachtssonne und Nordkap, die die norwegischen Studenten jetzt unternehmen, hat der Redakteur der Studentenzeitschrift, Jörgen Sandoad, den berühmten Norweger Knut Hamsun, gebeten, seine Meinung über Nordland zu äußern. Hamsun hat darauf mit einem Doppelschreiben geantwortet, dessen erste Hälfte seine Frau, die Schriftstellerin Marie Hamsun, verfaßt hat. Sie schreibt:

„Als ich das erste Mal die Mitternachtssonne sah, war auch ich eine junge Studentin und machte eine Sommerreise an der Küste von Nordland entlang. Nie habe ich diese wunderbare Reise vergessen können.

Als ich das zweite Mal hinaufreiste, war ich sieben Jahre älter und jung verheiratet; mein Mann und ich beabsichtigten, lange in Nordland zu bleiben; wir kauften ein Gehöft mit vier Kühen und einem weißgetünchten Hause, wir bebauten den Acker und nahmen das Leben ernst.

Ich möchte gern mit den jungen Studenten gen Norden zur Mitternachtssonne fahren. Es ist zwölf Jahre her, seit ich zuletzt dort war, an manches gewöhnt man sich, manches gewöhnt man sich ab. Es fällt mir sehr schwer, auch meine zweite Nordlandfahrt zu vergessen, und es wird anderen gehen wie mir."

(—) Marie Hamsun.

Dann aber Knut Hamsun selber, er, den wir lieben:

„Meine Frau hat mir fast alles weggenommen, was ich sagen wollte, — mit Ausnahme von fast allem. Ich bin nicht Student, und ich lächle nicht; ich denke an den Winter in Nordland und daran, daß dort neun Monate lang Schnee lag, und bete zu Gott, mir zu helfen. Ich kenne in der Welt nichts Entsetzlicheres als Schnee, als leblosen, unnützen, idiotischen Schnee.

Aber obwohl ich dieses im Ernst ausspreche und sicherlich auch etwas Ueberzeugtes im Blick habe, nützt es mir nichts. Meine Frau sagt, daß sogar der Schnee im Nordland so schön ist, daß sie lächeln muß.

So ist es, wenn einem Nordland zu Kopf gestiegen ist.

So wird's also nun auch anderen als ihr gehen!"

(—) Knut Hamsun.

Rund um den Erdball.

Der eine macht's, der andre belacht's.

(Nachdruck verboten.)

Familienspiel.

Die Aufschrift an Berliner Gastwirtschaften: „Hier können Familien Kaffee kochen", ist allgemein bekannt. Als nun neulich Klaus Mann, der Sohn von Thomas Mann, die Braut von Klaus Mann, Pamela Wedekind, Frank Wedekinds Tochter, ferner Erika Mann, Klaus Manns Schwester, und deren Gatte, Herr Gründgens, in den Berliner Kammerspielen eine „Revue zu Vieren" gaben, hing jemand ans Schwarze Brett eine Tafel mit der Aufschrift: „Hier können Familien Theater spielen!"

*

Niedliche Haustiere.

Auf der Fahrt durch Afrika war ein Mann aus Paris auf die Idee gekommen, sich einige Krokodile mit nach Hause zu nehmen. Er kaufte sich also siebzig Stück, natürlich ganz junge Tiere, ließ sie sich einpacken und quartierte sie in seiner Pariser Wohnung im Badezimmer ein. Leider besaß der Mann Frau und Kinder, die Krokodile aber die Frechheit, das Badezimmer zu verlassen und die ganze Wohnung mit Beschlag zu belegen. Daraufhin packte die Frau ihre Sachen und zog mit den Kindern zu ihrer Mutter, der Mann will auf Scheidung klagen, falls sie nicht zurückkehrt, und die Polizei erklärt, sie sei machtlos. Also haust der Mann ohne Weib und Kind, aber mit 70 Krokodilen in seiner Wohnung.

und der Frau wird nichts übrig bleiben als zurückzukommen. Sie kann noch von Glück sagen, daß ihr Mann sich nicht 70 Nilpferde oder Elefanten mitgebracht hat.

*

1 Pfennig Anzahlung.

Vor Tagen erschien in einem Blatt zu Seubersdorf in Bayern eine Anzeige, dergemäß ein Mann sein Geschäftshaus verkaufen wolle. Anzahlung 1 Pfennig! Bedingung: 25 Tage lang die doppelte Summe des vorhergehenden Tages, also am zweiten Tage 2 Pfennig, am dritten Tage 4 Pfennig und so fort. Erster Eindruck bei allen Lesern: Der Mann ist verrückt; und viele mögen beschlossen haben, das Grundstück sofort zu erwerben. In der Tat aber ist keine einzige Antwort eingelaufen! Warum? Die Käufer hatten dann doch zu rechnen begonnen und herausbekommen, daß sich der verdoppelte Pfennig in 25 Tagen auf 335 384,21 Mark vermehrt. Man rechne nach, es stimmt. Der Mann war also gar nicht so dumm, er verstand nur, Reklame zu machen.

*

Höfliche Bitte.

Wenn in einer Straße Hunderte von Automobilen hintereinander fahren und irgendwo eines von ihnen plötzlich mal abstoppen muß, dann kommt es vor, daß sich einige von hinten anrempeln, sich gewissermaßen ins Kreuz fahren. In Newyork, wo die Automisere sehr groß ist, findet man neuerdings Schilder an der Rückwand der Wagen, lesbar für den Chauffeur des nachfolgenden Autos: „Bremsen Sie rechtzeitig! Es kann passieren, daß ich auch mal hinter Ihnen fahre!"

*

Nein, diese Druckfehler!

Als am „schwarzen Freitag" die Papiere an der Börse so fürchterlich gesunken waren, schrieb die „B. Z. am Mittag":

„Zu den ersten amtlichen Kursen machte sich sichtlich Neckungsneigung geltend."

Man kann sich beruhigen, es hat keiner gemerkt! — Vor kurzem eröffnete man in Köln die Internationale Lastwagenschau, über die man in demselben Blatte lesen konnte:

„Als letzter Redner erklärt Verkehrsminister Dr. Koch die Ausstellung für eröffnet. Es schloß sich ein Rundgesang der Ehrengäste durch die Räume an."

Was haben sie wohl gesungen? „In diesen heil'gen Hallen" oder: „Schau ich umher in diesem hohen Kreise"? Eubert.

Wie der Papst seine Ferien verbringt.

(Nachdruck verboten.)

Seit der Einnahme Roms im Jahre 1870 durch die Piemontesen haben sich die Päpste nicht mehr außerhalb des Vatikans begeben, um wie früher in Castelgandolfe eine Ausspannung zu finden. Die Vatikanischen Gärten sind der Ort, wo der Papst die nötige Erholung finden muß nach seiner schweren Arbeit.

Nur wenige wissen und begreifen, welches Opfer dieser gezwungene Aufenthalt für den Papst ist, und es ist ergreifend, zu erfahren, wie Leo XIII. und Pius X. sich ein wenig Zerstreuung während ihrer Ausspannung verschafften. Leo XIII. hatte in den Gärten Vogelnetze es war ihm eine große Freude, den gefangenen Vögelchen die Freiheit wieder zu geben und zuzusehen, wie sie munter davonflogen.

Pius X., der das Landleben liebt, hielt sich nicht allzu viel in den vatikanischen Gärten auf. Sie kamen ihm vor wie ein großer Friedhof. Er ließ auch einen kleinen Tiergarten, der sich in den Gärten befand, beseitigen, indem er sagte: „Es ist besser, einige Arme zu unterhalten als gefangene Tiere." Nur selten kam der Papst in die vatikanischen Gärten, und wenn er kam, saß er meistens auf einer kleinen Terrasse, von wo aus er die Eisenbahnstrecke nach Viterbo sehen konnte. Eine Erinnerung an seine Heimat.

Benedikt XV. ließ, wohl in Gedanken die Blumen- und Parkanlagen der fürstlichen Gärten von Pegli vor Augen, den Busch auf den vatikanischen Hügeln in einen englischen Garten verändern, mit Anlagen, Springbrunnen und Standbildern. Das Füttern der zahllosen Fische in einem Teiche war ihm oft eine dankbar genossene Zerstreuung.

Pius XI., der jetzige Papst! Trotzdem sein Leben ein stetes Studieren gewesen, war er doch auch ein leidenschaftlicher Alpinist, ein froher Wanderer, und nun als Gefangener des Vatikans sucht er sein bißchen Freiheit in dem beschränkten Gelände so viel wie möglich auszunützen. Darum macht er täglich im Sommer wie im Winter, ob es warm oder kalt oder Regenwetter ist, lange Spaziergänge in den Gärten. Diese Spaziergänge morgens oder nachmittags, je nach der Zeit und seiner Arbeit, unterläßt Papst Pius XI. nie. Gewöhnlich dauern sie anderthalb Stunden ohne Ruhepause.

Die eigentlichen Ferien Papst Benedikts XV. waren und sind auch bei Papst Pius XI. das Einstellen der Audienzen. Für mehrere Wochen werden keine Audienzen abgehalten, wodurch der Papst von einer schweren und sehr ermüdenden Pflicht für einige Stunden täglich befreit wird. Doch dies ist auch alles. Ebenso wie im vorigen Jahre kamen auch dieses Jahr viele Pilger nach Rom, in großen Pilgerzügen, die alle vom Papst empfangen wurden. Das Jahrhundertfest des heiligen Franziskus zog wieder Tausende nach Italien, und alle Pilger wollten natürlich außer Assisi auch den Papst sehen. So sind auch in diesem Jahre die kurzen Ferien des Papstes größtenteils wieder verloren gegangen.

In den Ferien dauert der Spaziergang des Papstes etwas länger als sonst. Nach seinen Spaziergängen kehrt Papst Pius XI. zurück in seine Gemächer. Hier findet er seine Bücher und seine Arbeit, über denen der Papst gebeugt sitzt bis spät in der Nacht.

Mussolini und der Komiker.

Von Quiquerez.

Mussolini liebt das Theater sehr, er liebt das komische Theater, vor allem das Theater, das aus dem Volke kommt und ohne Umweg wieder zum Volke spricht, und so ist er in einer besonderen Weise dem Dialekttheater zugetan. Eines Tages meldet sich der berühmte sizilianische Komiker Angelo Musco zur Audienz. Er wird angemeldet; er betritt den großen Saal des Palazzo Chigi; er findet Mussolini, wie er hinter einem riesenhaften Schreibtisch sitzt und ihm mit einer harten Unbeweglichkeit entgegenstarrt.

Musco nähert sich langsam, und während er seinem Gegenüber besorgt in die Augen blickt, öffnet er endlich den Mund: „Exzellenz, Sie sollten sich beruhigen . . .!"

Nun muß Mussolini lachen, obe er will oder nicht.

Das Eis ist gebrochen, und er beginnt mit Musco eine Unterhaltung über dies und jenes, versäumt es aber, ihn zum Sitzen aufzufordern. Musco nimmt diese Unhöflichkeit eine Minute lang mit Geduld hin; endlich aber hält es ihn nicht mehr, und er sagt: „Darf i cheine Frage stellen, Exzellenz?"

„Bitte!"

„Ich möchte gerne wissen, ob ich mich hier in einer Bar befinde."

Neues Gelächter Mussolinis; er erhebt sich, trägt persönlich einen Sessel herbei und fordert zum Sitzen auf.

„Mein lieber Musco," so sagt er jetzt, „sind Sie eigentlich Faszist?"

Und Musco in aller Aufrichtigkeit:

„Exzellenz, ich bin Seemann. Ich drehe mein Segel nach dem Winde."

Trotzdem versäumt es Mussolini nicht, bei der nächstbesten Gelegenheit Musco im Theater zu hören; und wie immer, so lacht er sich auch dieses Mal über jede Pointe schief, zollt Applaus und läßt den Künstler nach der Vorstellung in die Loge kommen.

„Ich freue mich, Sie wiederzusehen, mein lieber Musco," so empfängt er ihn. „So oft ich Sie sehe, muß ich lachen wie ein Verrückter."

Musco verbeugte sich. „Dann geht es Ihnen so ähnlich wie mir Exzellenz," erwiderte er, „bloß umgekehrt. So oft ich Sie sehe, muß ich schluchzen wie ein Weiser."

Mussolini stutzt — lächelt — und streckt ihm die Hand hin.

Aus aller Welt.

Neue Radiumquellen. Die Amerikaner sind seit einigen Jahren mit großer Energie an die Ausbeutung ihrer Uranlager in Utah und Colorado behufs Gewinnung von Radium herangegangen und haben bisher etwa 160 Gramm eines 95—96prozentigen Radiums erzeugt. Mehr Glück scheinen die Belgier mit ihren Uranlagern des Kongogebietes zu haben, die in Oolen bei Antwerpen auf Radium verarbeitet wurden. Jene Kongolager sind bereits 1925 bei Karoll entdeckt worden, doch hat die Radiumgewinnung erst im vorigen Jahr begonnen. Nach der Methode von Curie und Dübiern werden die Erze von beigemengten Salzen befreit. Man ist in Oolen in einem Monat auf 8 Gramm Radiumbromid gekommen, hofft aber, bald das Doppelte zu gewinnen. Der Preis des Radiums, der noch 1922 gegen eine halbe Million Mark betrug, ist 1926 infolge der belgischen Produktion auf 180 000 Mark gesunken und wird wohl im nächsten Jahre auf einen erschwinglicheren Preis herabgedrückt werden.

Daktyloskopie und Vaterschaft. Man glaubt, die Daktyloskopie, das ist der Abdruck der feinen Riefelung an den Fingerbeeren, besonders am Daumen, die, wie bekannt, bei jedem Menschen ein verschiedenes Aussehen hat, auch als Beweismittel für die Vaterschaft in Alimentationsprozessen verwenden zu können. Das ist aber nicht möglich, denn es hat sich gezeigt, daß zwei Menschen auch dann nicht denselben Fingerabdruck haben, wenn sie im engsten Verwandtschaftsverhältnis stehen, und Aehnlichkeiten in der Riefelung kommen auch ohne verwandtschaftliche Beziehungen vor. So sehr sich die Daktyloskopie, auch Bertillonage nach dem französischen Erfinder Bertillon genannt, als ein wichtiges und unentbehrliches Erkennungsmittel für Verbrecher erwiesen hat, die Vaterschaft eines Kindes ist aus solchen Abdrücken nicht zu beweisen.

Fröhliche Ecke.

Winter möchte ein bißchen renommieren. „Ich habe zwanzig Jahre lang bei dem gleichen Chef gearbeitet."

„Das ist gar nichts," übertrumpft ihn Sommer, „nächste Woche feiere ich meine silberne Hochzeit!"

*

„Ich möchte meiner Tochter ein hübsches Geschenk zu ihrem einundzwanzigsten Geburtstag machen, kannst du mir nicht einen guten Rat geben? Es darf aber nicht zu viel kosten!"

„Dann sage ihr, daß sie das Stimmrecht bekommt!"

*

Papa, das Tier. Lehrer: „Ueberlege, mein Junge! Welches ist das Tier, das für deine Bekleidung sorgt: Stiefel, Sandalen, Hausschuhe . . ."

Junge: „Das ist Papa, Herr Lehrer!" (Matin.)

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.